

MÜTTER

ZEITGESCHICHTE

Die Generation der Trümmerfrauen

Fünf schildern ihr Leben

Von CHRISTIANE WIRTZ

Jetzt sollen also auch die älteren „Trümmerfrauen“ eine Anerkennung dafür erhalten, daß sie unter schwierigen Umständen Kinder großgezogen haben – die Jahrgänge ab 1921 sind schon seit Anfang dieses Jahres mit Kindererziehungszeiten berücksichtigt.

Aber die Frauen des Jahrgangs 1906 müssen noch mindestens 15 Monate warten – eine lange Zeit für Mütter, die 80 Jahre und älter sind. Viele wissen nicht einmal etwas von dieser Regelung, weil sie keine Zeitung mehr lesen können und keinen Fernseher besitzen. Manche glauben auch, daß die 25 Mark pro Kind nur für die Frauen bestimmt sind, die ganze Städte aus den Trümmern heraus wiederaufgebaut haben. Aber sind die, die in Trümmern leben mußten, ihre Kinder in Trümmern großgezogen haben, deren Leben zerbombt und zertrümmert wurde, nicht auch „Trümmerfrauen“? Auguste, Elisabeth, Anni, Friedel und Anna erzählen, wie es damals war und wie sie sich heute fühlen.

Auguste

Peter Paul Tiefel hängt längst an der Wand. Gerahmt. Manchmal holt seine Mutter das Bild herunter und wischt den Staub vom Glas. Genauso verfährt sie mit den betenden Händen und der Muttergottes. Und auch ihr Hochzeitsbild ist dabei. Das schaut sie sich dann ein wenig genauer an. Schließlich ist es im Dezember 1914 aufgenommen.

„Ganz schön fesch“ findet sie sich: „Ich war ein hübsches Mädchen, und als ich schon drei Kinder hatte, haben mich die Männer noch mit ‚Fräulein‘ angeredet.“ Das wird Auguste Tiefel heute wohl kaum mehr passieren: sie ist inzwischen 94 Jahre alt.

Aber Auguste Tiefel hat gelernt, ohne Männer und ohne Komplimente auszukommen: Matthias Tiefel starb vor 42 Jahren. Und auch der andere Mann in ihrem Leben, ihr Sohn, ist tot. Das hat ihr zumindest ein befreundeter Soldat geschrieben. 1950 kam eine Karte, daß der vermißte Peter Paul, an Bauchtyphus erkrankt, in Rußland aus einem Eisenbahnwaggon geschleudert wurde. „Gott sei Dank habe ich noch ein Foto von ihm“, sagt Auguste Tiefel und seufzt.

Doch die 94jährige ist eher rüstig als rührselig. Die Taschentücher bleiben in der Schublade. „Wenn ich jedesmal angefangen hätte zu flennen, wer weiß, ob es mir heute noch so gut ginge“, meint Auguste und ver-rät: „Ich bin Muttergottes-Verehrerin. Die hat mir immer weitergeholfen.“

Vielleicht hat sie das Weinen auch einfach aufgegeben. Mit zwei Jahren verlor sie ihren Vater, mit neun Jahren ging sie putzen. 50 Pfennig verdiente sie mittwochs und an Samstagen, „das hat für ein Brot gelangt“, erzählt Auguste. Später arbeitete sie dann als Büglerin, als Verkäuferin oder bei „feinen Herrschaften“. Fremder Glanz und Glamour mußten herhalten, weil es in ihrer Jugend keinen eigenen gab. Das wurde auch nach ihrer Heirat nicht besser.

Gerade zwei Monate waren die beiden zusammen, als Matthias Tiefel eingezogen wurde. Das zweite Kind war allerdings schon unterwegs, und auch ihre Mutter mußte Auguste durchbringen. Zurück kam ihr Mann mit einer Gasvergiftung, von der er sich nie erholt hat. Also wieder putzen, Und bald auch wieder Krieg. Die Tiefels wurden zweimal ausgebombt. Beim zweitenmal war Augustes Mann schon nicht mehr dabei. Bis 1964 hat sie dann in einem Hotel gearbeitet. Nun wohnt sie im Altenheim und klagt nur darüber, daß sie nicht mehr laufen kann. Denn Auguste Tiefel ist stolz. Welche Genug-tuung war es für sie, als morgens das Personal des Altersheims säubern wollte, und alles war schon blitzblank! Sie hat sich nämlich zum Motto gemacht: „Solange ich zehn Finger habe, versorge ich mich selbst.“ Almosen wollte sie nie, sagt sie.

Deswegen zuckt sie auch die Schultern, wenn sie nach der Babyjahr-Regelung gefragt wird: „Ich brauch' denen ihr Geld nicht.“ Nur findet sie es „doch ein bißchen un-gerecht“, daß ausgerechnet Frauen wie sie auf der Warteliste stehen sollen. Noch über ein Jahr, bis zum 1. Oktober 1987, dauert es, dann bekommt Auguste Tiefel eine Anerkennung dafür, daß sie drei Kinder großgezogen hat: 75 Mark als Zuschlag zur Rente. Wenn sie überhaupt noch lebt. „Es geht ja wirklich nicht ums Geld, nur irgendwie...“, setzt sie zu reden an und schweigt dann doch. Irgend-wie ist sie enttäuscht.

Elisabeth

Mittwochs treffen sie sich immer – in der Altentagesstätte des „Sozialwerks Waisen-schutz und Altenhilfe“. Hier kennt man sie, hier weiß die Frau, die den Kaffee kocht, wer koffeinfrei trinkt und wer Zucker hat. Anni Imhof, Friedel Klär und Elisabeth Munz sitzen auch an diesem Mittwoch wieder zusammen, sie fühlen sich insgeheim ein wenig reger als die anderen. So wie jeder hier.

Elisabeth, Jahrgang 1913, betrachtet die Torte auf ihrem Teller und erinnert sich an

Zeiten, als ihr Sohn Willi Kartoffeln aus dem Schweinetrog stibitzt hat. Der Wormser Bauer, der sie nach der Evakuierung aus Mainz aufgenommen hat, wollte ihnen näm-lich nur die Schalen abgeben, erzählt sie. „Aber da ging es uns ja eigentlich schon wieder gut, die schlimmsten Situationen habe ich vorher mitmachen müssen.“ Vor-her, das bedeutet 1944, als Elisabeth das dritte Kind erwartete – während ihr Mann an der Front kämpfte. Bei einem Flieger-alarm war es dann soweit, die schwangere Elisabeth schwang sich mit einer Hebamme aufs Fahrrad und erreichte gerade noch das Krankenhaus. Doch bei der Entbindung fiel-en Bomben. Auch auf das Gebäude, auf dem Elisabeths Kind zur Welt kam. Also nahm sie ihr Baby, zwei Stunden alt, und eilte nach Hause. Nur hier waren die beiden genauso wenig sicher – die Wohnung wurde getrof-fen, die Mauern stürzten ein.

Elisabeth und ihr Kind überlebten, aber der kleine Reihhard (so würde er später getauft) hatte eine Rauchvergiftung. Mußte für neun Monate ins Krankenhaus. Zuerst in die Kinderklinik des Städtischen Krankenhau-ses Mainz, und als es die nicht mehr gab nach Hochheim. Und Elisabeth Munz saß in Worms.

Jetzt sitzt sie in der Mainzer Altentages-stätte und schüttelt den Kopf.

Anni

Anni und Friedel schütteln mit, denn auch sie haben „sehr viel Ungerechtigkeit erleiden müssen“. Anni, 74, hat ihren ersten Mann 1939 verloren, für sich und ihre zwei Kinder erhielt sie damals 24,00 Mark Unterstützung im Monat. „Das war zum Leben zuwenig, zum Sterben zuviel“, meint sie. Und protestierte deshalb bei den Leuten vom Wohlfahrtsamt. Doch statt mehr Geld erhielt sie einen lauen Rat: „Heiraten Sie wieder.“ Anni mußte es einsehen. „Was blieb mir übrig?“ fragt sie heute, „Die Kinder mußten ja ernährt wer-den.“ Trotzdem: Anni Imhof war allein, ihr zweiter Mann im Krieg. Zweimal, 1942 und 1945, wurde ihre Wohnung ausgebombt. Da-nach lebte sie noch zehn Jahre in einer Behelfsbaracke.

Friedel

Friedel Klär, 1906 geboren, kann es den beiden anderen nachfühlen und fügt ihre Geschichte deswegen gern hinzu: Drei Kinder hatte sie zu versorgen, als sie 1942 in Darmstadt ausgebombt wurde: „Die Stadt war ein Flammenmeer, also flohen wir in den Odenwald.“ Dort fand sie in einer Pension Unterkunft, half den Bauern bei der Ernte, um sich über Wasser zu halten. „Das war eine schwere Arbeit, mit der Sense, auch sonntags. Ich wundere mich, daß mein Herz heute überhaupt noch schlägt, so viel habe ich auf dem Feld geschafft.“

Friedel schnieft ein wenig, doch bald erinnert sie sich wieder daran, daß es den meisten Frauen in dieser Zeit nicht anders ergangen ist. Vielleicht denkt sie aber auch an das, was sie jetzt ihren Freundinnen verkündet: „Wir haben viel erdulden müssen, und da machen die nun so ein Theater um die 25 Mark Rentenzuschlag für jedes Kind. Ich glaube, die warten nur auf unseren Tod.“

Anni und Elisabeth nicken. „Wieso fangen sie nicht mit uns an? – So alt werden wir gar nicht, das ist ja der Trick.“ Auch Friedel, Anni und Elisabeth geht es nicht ums Geld. Sagen sie: „Mit 25 Mark kann man sowieso kein Kind und die vielen Mühen ersetzen“, meint Elisabeth, „nur irgendwie...“

Anna

Anna heißt nicht Anna. Wie sie wirklich heißt, soll keiner wissen. „Wegen der Leute“, sagt sie. Ja, und da ist auch noch ihr Sohn. Der würde das bestimmt nicht gerne sehen. Es ist ihr wichtig, was die Leute über sie reden. Das tun sie wahrscheinlich nur selten, und sie kümmern sich auch nicht besonders um Anna, aber trotzdem. Als sie vor kurzem mit dem langhaarigen Zivildienstleistenden über die Straße gelaufen ist, da haben sie alle geglotzt. Glaubt Anna, „Was war mitr das peinlich“, erzählt sie, „ich bin nach Hause und habe geheult.“ Dabei findet sie ihn eigentlich ganz nett, „es ist ein lieber Kerl, aber ich kann mich doch nicht bei so einern an den Arm hängen“.

Anna ist 78 Jahre alt, sieht kaum, trägt eine Karte mit sich, die sie als „Hundertprozentig schwerbehindert“ ausweist. Ohne fremde Hilfe träut sie sich nicht aus dem Haus. Sie hockt in ihrer Wohnung, weil sie mit Langhaarigen nicht spazieren gehen möchte, und hat Angst. Vor den Worten ihrer Ärztin. Die möchte sie in ein Altersheim bringen. Wenn sie daran denkt, fängt sie an zu weinen. Wie gerne würde sie wieder arbeiten, wenn sie könnte. „Da wäre ich wenigstens unter Leuten, wie früher.“

Einen Ehemann hat sie nie gehabt, ihr Verlobter ist noch vor der Heirat gestorben. „Das war schlimm, meine Mutter war gegen ihn.“

Anna hat dann Geld verdient, für sich, für ihr Kind und später auch für ihre Mutter. Bis 1950, zehn Stunden am Tag, zehn Tage hintereinander, bis sie krank wurde, seitdem war sie nur noch Aushilfe. Im Krieg wurde ihre Wohnung ausgebombt. Anna mußte evakuiert werden, kehrte aber schon 1946 mit ihrer Mutter wieder nach Mainz zurück. In einer Notbaracke kamen sie „erst einmal unter“. Anna erinnert sich lebhaft daran, wie sie die Löcher in dem Flachdach mit Kaugummis zukittete: „Ich habe mir nichts dabei gedacht.“

Doch jetzt denkt sie sich etwas dabei. Sie fragt sich, wieso es ihr nach den vielen schlimmen Erlebnissen heute nicht besser geht. Etwa 900 Mark stehen Anna monatlich zur Verfügung, 400 Mark kostet die Miete, 150 Mark das „Essen auf Rädern“, dann die Putzfrau und, und, und. Da bleibt für Taxifahrten wenig übrig, und mit langhaarigen Zivildienstleistenden wagt sich Anna ja nicht auf die Straße.

Auf das Geld, das ihr ab dem 1. Oktober 1988 zusteht, hofft sie aber nicht: „Da lebe ich sowieso nicht mehr, das ist schon so ausge-rechnet.“ Nur irgendwie würde sie gerne „öfter unter Leute“.

Irgendwie ist sie traurig.

Wie ist das mit dem „Babyjahr“?

Jahrgang 1921 als erster

Am 1. Juli hat sich die Bonner Koalition geeinigt, auch die „Trümmerfrauen“, Mütter der Geburtsjahrgänge vor 1921, bekommen Kindererziehungszeiten anerkannt. Sie erhalten für jedes Kind 25 Mark als Zuschlag zur Rente. Und das gilt für alle Frauen – gleich ob sie eine eigene Rente beziehen oder nicht. Allerdings können sie durch diese Kindererziehungszeiten keinen Anspruch auf Mindestrente ableiten. Wer also nicht wenigstens 5 Jahre gearbeitet hat und vor 1921 geboren ist, bekommt auch jetzt keine Rente, sondern nur den Zuschlag.

Am 1. Oktober 1987 sind jene Mütter an der Reihe, die vor 1907 geboren sind. Ein Jahr später, am 1. Oktober 1988 sollen dann die Frauen berücksichtigt werden, die zu den Geburtsjahrgängen 1911 und früher gehören. Mütter, die vor 1917 geboren sind, bekommen ab 1. Oktober 1989 ihr Geld, am 1. Oktober 1990 die Frauen der Geburtsjahrgänge vor 1921. Den Müttern, die danach geboren sind, steht bereits seit Anfang dieses Jahres eine finanzielle Anerkennung des „Babyjahres“ zu. Im Unterschied zu den „Trümmerfrauen“ wirkt sich dies bei ihnen „rentenbegründend und rentensteigernd“ aus.

Die Bundesregierung will die Kosten dieser Regelung mit den Überschüssen aus der Kasse der Nürnberger Bundesanstalt für Arbeit decken. Die Bundesanstalt soll länger als bisher Arbeitslosengeld zahlen. Der Bundeshaushalt wird dadurch entlastet, weil dann weniger Menschen Arbeitslosenhilfe erhalten. Die finanziert nämlich die Behörde von Bundesarbeitsminister Blüm. Auf gut Amtsdeutsch: „Neuregelung der Finanzbeziehungen des Bundes zur Bundesanstalt für Arbeit.“ Mit dieser Maßnahme will Bundesfinanzminister Stoltenberg 2,6 Milliarden Mark jährlich einsparen. Die Anerkennung von Kindererziehungszeiten für die „Trümmerfrauen“ soll zwischen 3,3 und 3,5 Milliarden Mark insgesamt kosten, sagt der Pressesprecher des Bundesarbeitsministeriums, Räuber.